UNSERE KURZKRITIKEN

Melinda Mullet: „Whisky mit Mord“. Aufbau, 384 Seiten; 9,99 Euro.

BUCH
Schottische Seele

Abigail Logan tritt ein ungewöhnliches Erbe an. Ihr Onkel hat ihr eine kleine, feine Whiskybrennerei in Schottland vermacht. Dann erhält sie Drohbriefe. Die Destillerie wird zum Ziel von Sabotage. Als einer ihrer Mitarbeiter tot in einem Gärbottich gefunden wird, klingeln bei der Journalistin Abigail die Alarmglocken. Unterstützt von ihrem Freund Patrick, geht sie den Geschehnissen auf den Grund. Man muss kein großer Freund von Hochprozentigem sein, um „Whisky mit Mord“ zu mögen. Die Geschichte wird von Leuten bevölkert, die für eine gehörige Prise Humor sorgen. Die Handlung wird spannend serviert. Und die Autorin lässt feinfühlig die schottische Seele in ihren Roman einfließen. sp

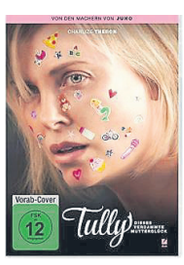
Lesenswert ★★★★☆

Thom Yorke: „Suspiria“ (XL Recordings).

CD
Mehr als Filmmusik

Es geht nicht um Horror in Luca Guadagninos „Suspiria“, nicht im klassischen Sinne. Und so ist die erste Soundtrack-Arbeit der Radiohead-Stimme Thom Yorke auch fern vom legendären, treibenden „Dies irae“ der Progrock-Band Goblin aus dem Siebenundsiebziger-Vorbild. Yorke konzentriert sich auf die Seufzer, das Unbehagen, die Melancholie, behält nur das beschwörungshaft Repetitive bei. Krautrock und Ligeti grüßen. Und statt delirierendem „Death Valzer“ gibt es wehmütige Walzer, die „über unsere Körper nachsinnen“ (Textzeile). Es braucht ein bisserl, bis die kongeniale Filmmusik zu Guadagninos Meisterwerk sich als eigenständiges Album erschließt. Aber dann entwickelt sie etwas sehr Persönliches, Hypnotisches. Der nächste Schritt nach Radioheads Gesängen der Entfremdung: die Auseinandersetzung mit dem Tod, der als geduldiger Geselle mit trauriger Miene irgendwo im Nebel des Hallraums harrt? wil

Hervorragend ★★★★★



Jason Reitman: „Tully“ (DCM).

DVD
Moderne Mary Poppins

Sie möchte Geschichten über Frauen erzählen, die sonst im Kino nicht stattfinden. Über Mütter mit postnatalen Depressionen beispielsweise. „Wenn das ein männliches Problem wäre, gäbe es schon hunderte Spielfilme darüber“, sagt Drehbuchautorin Diablo Cody im Interview zu „Tully“. Ein ungewöhnlicher Film. Charlize Theron traut sich darin zu zeigen, dass Mama-Sein nicht immer so ist, wie es uns fröhliche Familien in der Babybrei-Werbung weismachen. Sie spielt mit wohltuender, berührender Natürlichkeit Marlo, die gerade ihr drittes Kind bekommen hat und nebenbei mit der Erziehung der beiden anderen zu kämpfen hat. Als nichts mehr geht, nimmt sie das Geschenk ihres Bruders an: ein Kindermädchen, das sich nachts um das Kleine kümmert. Mackenzie Davis spielt herzerfrischend diese Mary Poppins für Erwachsene. Die junge Version von Marlo selbst, die sie daran erinnert, dass man keinem Ideal entsprechen muss. Und dass das Leben nicht immer Halligalli, sondern manchmal Sisyphos-Arbeit bedeutet. Auch das etwas, was Hollywood uns gerne anders verkauft. kjk

Hervorragend ★★★★★

Ben Gershon: „Jewy Louis“. Ariella, 66 S.; 12,95 Euro.

COMIC
Witzig und koscher

Leser der „Jüdischen Allgemeinen“ kennen Jewy Louis natürlich. Jede Woche flaniert der jüdische Jedermann durch den Alltag. Alle anderen sollten ihn dringend kennenlernen. Ben Gershon braucht kaum mehr als drei oder vier treffend gezeichnete Panels (und eine sprachbewusste, pointierte Übersetzung) für seinen Bilderspaß. Nun sind die „witzigen koscheren Comics“ in einem schön gestalteten Buch erschienen. Endlich! So können wir Jewy immer wieder durch die Absurditäten jüdischen Lebens in einer nicht-jüdischen Mehrheitsgesellschaft folgen. Gershon nimmt das Treiben um die Feiertage aufs Korn, widmet der jüdischen Mama so verständnis-, wie liebe- und humorvolle Strips und denkt über koschere Tiere nach. Können Katzen jüdisch sein? Bei nur einem Ruhetag pro Woche? Unmöglich! Für alle, die sich im Judentum nicht ganz so gut auskennen, erklärt ein Glossar alles Wichtige. Da sitzt wirklich jede Pointe. leic

Hervorragend ★★★★★

In der anarchischen Zone

Die Pinakothek der Moderne zeigt Jonathan Meeses Werk im Überblick

VON SIMONE DATTENBERGER

Jonathan Meese schuf 2009 die fünfteilige Arbeit „Erzballettschule ‚Saloon Fitty‘“. FOTO: MARCUS SCHLAF

Wer Jonathan Meese kennt, und sei es auch nur von einem Foto, wird ihn gleich an Haltung und Körpersprache identifiziert haben. Er steht oben auf der Treppe, die von der Rotunde der Münchner Pinakothek der Moderne östlich hinaufführt. Der winkende Mann, der sich über jeden einzelnen Besucher zu freuen scheint, wird optisch zwar von Olaf Metzels Installation „Reise nach Jerusalem“ bedrängt, aber das ficht ihn überhaupt nicht an. In der Bronzefigur verschmilzt Meese sich selbst mit Captain Sparrow und einem Cowboy. Und dieser skurrile Männertraum trägt obendrein noch Seepocken und dergleichen, als wäre er als Statue einst mit einem antiken Schiff untergegangen. Jetzt jedoch lädt er ein in die Traumwelt seines Schöpfers, die in der Ausstellung „Die Irrfahrten des Meese“ zu entdecken ist.

Die Kuratoren Bernhart Schwenk und Swantje Grundler haben sich vor einem Jahr mit dem Berliner (Jahrgang 1970) zusammengetan, um „eine konzentrierte Retrospektive“ zu entwickeln, wie die Kunsthistorikerin berichtet. Und Schwenk betont, dass es um die Frage ging: „Wie zeige ich diesen Kosmos?“ In der Tat gerät der Betrachter in ein Assoziationsgewitter. Es gibt ungeheuer viel zu entdecken: von malerisch eingearbeiteten Unterhosen und Puppenköpfchen über Farbwülste und Fotoschnipsel bis hin zu Zeichen, Ornamenten und Fantasiegestalten. Das und noch mehr stürzt von großformatigen Bildern simultan auf einen zu – und/oder prasselt aus der Gesamtschau.

Jene Bilder sind beinahe Wandmalerei; richtige Bodenmalerei, aufgedruckt auf Stoff, gibt die Groborientierung für die Besucher. „ZIEL SETZUNG KUNST“ prangt in der rot ausfließenden Mitte, dicke schwarze Pfeile führen zu „LIEBE“ oder „CALIGULA“. Jonathan Meese packt sich stets Mythen unserer westlichen Zivilisation – zwischen Western und „Odyssee“ –, um mit ihnen Gut und Böse zu erfassen. Er verfolgt konsequent seine Idee, diese Gegensätze aufzuheben. Und das funktioniert bei ihm nicht durch Religion oder Philosophie, sondern in seiner Kunst. All das wird nicht schwerblütig serviert, nicht mit bildungsbürgerlicher Arroganz, Meese tänzelt vielmehr ungeniert in der anarchischen Zone zwischen Ernst und Blödsinn.

Das freie Spiel der Möglich- und Unmöglichkeiten trägt ihn dabei. Ob er nun kleine Installationen aus Spielzeug und Abfall bastelt (2006 bis 2014), die wie Bühnenbilder wirken, ob er Fotos zerschneidet und zu neuen Gesichtern zusammenklebt (2003), ob er sich vom Bleistift und von Farbzufällen führen lässt (1990er-Jahre), jetzt in der Pinakothek der Moderne kann der Betrachter nachvollziehen, dass sich das alles wirklich zu einem „Kosmos“ fügt. Zu dem natürlich seine Bücher „Die Monosau“ und „Marshall Marshallson IV“ gehören. Ergänzt wird dieser Œuvre-Überblick durch eine Performance-Aufzeichnung und ein Künstlergespräch am 13. Dezember, 18.30 Uhr, das sicherlich ebenfalls zur Performance gerät. Meese selbst ist ja wahrscheinlich sein wirkmächtigstes Kunstobjekt.

Wenn er da ist, zieht er alle Aufmerksamkeit auf sich. Das haben seine Arbeiten freilich nicht verdient. Die Gemälde kombinieren die Intensität, Körperlichkeit und Freiheit von Art brut mit der Signalhaftigkeit und Liebe zum Populären von Graffiti. Die Bilder sind meist in Linie und Farbigkeit sensibel, ausgewogen und malerisch wohldurchdacht. Dass das Feinfühlige durch vielgeübtes Zeichnen bestens trainiert wurde, merkt man den Arbeiten an. Deren Erweiterung in Sprache, Typografie, Worterfindung eröffnet dem Betrachter-Leser weitere „Irrfahrten“, die er miterleben kann – wenn er Lust dazu hat.

Anzeige

#litmuc18
literaturfest-muenchen.de

Gegenstände aller Art verwandelte Jonathan Meese zu skurrilen Skulpturen; im Hintergrund das Bild „Kein Teil von Kultur“. F: MARCUS SCHLAF

Bis 3. März 2019,
Di.-So. 10-18 Uhr;
Telefon 089/ 23 80 53 60;
Katalog, Verlag Walther König: 12,80 Euro.

„Ich brauche gute Musik, das ist besser als Drogen“

Pianist Pierre-Laurent Aimard faszinierte mit fintenreichen Tempi bei Bachs Goldberg-Variationen

VON ANNA SCHÜRMER

An der Abendkasse im Münchner Herkulessaal kauft eine Dame Karten der besten Kategorie und murmelt vor sich hin: „Ich brauche gute Musik, das ist besser als Drogen.“ Und tatsächlich kann man Johann Sebastian Bachs „Aria mit verschiedenen Veränderungen für Klavier BWV 988“, besser bekannt als Goldberg-Variationen, als einen einzigen pausenlosen Rausch beschreiben – von der Aria, über die 30 Variationen, bis zu ihrer abschließenden Wiederholung im Da-capo-è-fine.

Pierre-Laurent Aimard ist eine Koryphäe der Neuen Musik und holt mit seinem intensiven Spiel genau das auch aus Alter Musik heraus: das Überraschende, Frappierende. Getragen steigt er in den pianistischen Dauerlauf ein, der mit der Mittelstrecke in der Leichtathletik zu vergleichen ist. Mit Zwischensprints und kurzen Regenerationspausen wird bei anhaltender Intensität die Ausdauer bis zur Erschöpfung gefordert. Dabei zeigt sich Aimard als taktischer Meisterläufer durch die an- und absteigenden Klanglandschaften, indem er zwischen fintenreichen Beschleunigungen und Verzögerungen immer genau das richtige Tempo trifft. Im Zwiegespräch mit sich selbst erinnert der Pianist an Glenn Gould und ist doch schlichtweg Pierre-Laurent Aimard, wenn er summend den ewig perlenden Tonfolgen nachspürt und den überwiegend heiteren Klängen nachschmeckt. Was er in fingerfertigen Sprüngen, Doppeltrillern und Akkordvibrato vor dem seltsamerweise nur mäßig gefüllten Auditorium des Herkulessaals vorführt, ist artistisch im Wortsinn: virtuos und kunstvoll zugleich. Niemals lässt er den Klang abreißen, und gerade die stets gleichbleibende Harmonie hinter den pausenlos perlenden Tonfolgen des barocken Serienformats erzeugt beim Hören einen Rausch und musikalischen Geistesstrom, der das Bewusstsein mehr erweitert, als es Drogen jemals könnten.

Finnische Metal-Fee: Floor Jansen und Nightwish nehmen das Publikum mit auf eine klanggewaltige Reise. MARTIN HANGEN

Metal für des Hobbits Reise

Nightwish zaubern Phantastisches in die Olympiahalle

VON ARMIN RÖSL

Durch fantasievolle Landschaften mit Regenbogen fliegen, vorbei an Wasserfällen, durch die Nacht bei Mond, Sterne und Schnuppen wandern – die Film- und Bildsequenzen lassen das Herz eines jeden Fantasy-Fans höher schlagen. Nur der kleine Hobbit aus Tolkiens Trilogie „Herr der Ringe“ fehlt. Stattdessen steht Floor Jansen in der Mitte der Bühne, die Arme ausgebreitet, die Stimme klar und schwebt durch Zeit und Raum.

„Decades“ lautet der Titel der Tour der finnischen Symphonic-Metal-Band Nightwish. Am Mittwochabend nimmt die Gruppe um Gründer, Mastermind und Keyboarder Tomas Holopainen die Fans in der zu gut zwei Dritteln gefüllten Olympiahalle mit auf einen Trip durch gewaltige Klang- und Bildlandschaften, da würden dem kleinen Hobbit Tränen der Freude in die Augen treten. Der bombastische Metal-Rock ist der ideale Wegbegleiter für des Hobbits Reise. 1996 hatte Holopainen am Lagerfeuer die Idee, diese Art des Hardrocks umzusetzen. Ein bisschen Fantasy, eine Frontfrau mit gewaltiger Stimme, fertig ist die Kiste.

Dreckiger und verschwitzter Heavy Metal ist das freilich nicht, von Ekstase, wildem Geschrei und Gehüpfe ist das Publikum so weit entfernt wie der kleine Hobbit vom dunklen Mordor. Dafür fliegen die Nightwish-Fans dank der Musik und Bühnenshow von Nightwish einmal nach Mittelerde und zurück. Es gibt viele Dinge, die langweiliger sind als das.